

Das Thema des Buches ist faszinierend. Tamir hat eindeutig eine grosse Menge an Archivarbeit geleistet und einige sehr wichtige Stimmen sowie ihre zum Teil vergessenen Presseorgane wieder in Erinnerung gerufen. Die Leserschaft ist zweifelsohne davon überzeugt, dass bei vielen der maximalistischen Revisionisten «faschistische Elemente» vorhanden waren und dass sie journalistisch viel produktiver sowie in ihrer extremen Botschaft viel unerbittlicher waren, als dies bislang bekannt war. Die Leserschaft wird aber sicherlich *mehr* wollen, und das Buch hätte sicherlich in jeder Hinsicht von *mehr* profitieren können: mehr historischer Kontext für viele der Zeitungsartikel, die Tamir vorlegt, mehr Beweise, um die eine oder andere seiner Behauptungen zu stützen (sie leiten sich alle aus Paxtons neun «mobilisierenden Leidenschaften» ab) und in der Tat aus strengeren Analysen des vorgestellten Materials. Schliesslich fragt man sich warum ausgerechnet Paxton? Gewiss ist er eine sehr wichtige Stimme in der Faschismusforschung, er ist aber auch nicht unumstritten. Noch wichtiger: Paxtons neun «mobilisierende Leidenschaften» könnten sehr leicht auch für manche Strömung des Kommunismus gelten. Was bleibt übrig? In der Tat führt Tamirs hartnäckiges Festhalten an Paxtons Modell – und folglich sein Bedürfnis, alle Beweise diesem Parameter mechanisch unterzuordnen – zuweilen nicht nur zu überhasteten, oberflächlichen Schlussfolgerungen, sondern verhindert auch tiefgreifende Analysen. Als Beispiel sei ein Zitat aus einem Artikel in der Zeitung *HaAm* genannt: «for *Ha-Am* is more than just a party paper, more than a one-stream newspaper, *Ha-Am* delivers the voice of the whole community in Palestine» (S. 106) – dazu die eher spezifische Schlussfolgerung Tamirs: «In other words: Revisionist Zionism is the only political truth, to which all other ideological factions and groups should adapt» (ebd.). Man darf sich mit guten Gründen fragen, ob eine solche zugespitzte Schlussfolgerung hier zulässig ist. Gleiches gilt für folgende Behauptung: «Beytar [die revisionistische zionistische Jugendgruppe, P.B.] acknowledges that the individual's action or the benefit of the class are totally subjected, during the whole period of the construction of the Hebrew statehood in Palestine, to the benefit of this construction» (S. 63). Gemäss Tamir sei dies ein «clear example of an ideology subordinating the individual to the group» (ebd.). Er stellt aber nicht die tiefere Frage, ob die Unterwerfung unter die hebräische Gesellschaft mit der Unterwerfung unter den hebräischen Staat gleichgesetzt werden sollte. Solche Fragen werden einfach nicht aufgeworfen, vermutlich, weil sie nicht zum Konzept von Paxtons «mobilisierenden Leidenschaften» passen. Paxton sollte als Sprungbrett für weitere Diskussionen dienen und nicht das letzte Wort in einer solchen Studie verkörpern. Und vor allem: Auch wenn Tamir faschistische Elemente im «maximalistischen» Flügel der Revisionisten im *Jischuv* ausmacht, heisst das zwangsläufig, dass es dort eine faschistische Bewegung gab? Um die Frage zu beantworten, bräuchten wir mehr Beweise und Analyse, was Tamir nicht bieten kann. Trotz allem ist Tamirs Leidenschaft für das Thema offenkundig. Und obwohl die Leserschaft vielleicht mehr Tamir und weniger Paxton lesen möchte, ist *Hebrew Fascism in Palestine (1922–1942)* dennoch eine wichtige Ergänzung zur Forschung über das Thema.

Peter Bergamin, Oxford

Christiane Sibille, «**Harmony Must Dominate the World**». **Internationale Organisationen und Musik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts**, Bern: Diplomatische Dokumente der Schweiz, 2016 (Quaderni di Dodis, Bd. 6), 264 Seiten.

Uralt ist und in allerlei Studien immer mal wieder neu aufgewärmt wird der Topos von einer universellen und menscheitsverbindenden Wirkungsmacht der Musik. Der

Buchtitel – Motto eines australischen Friedensaktivisten Mitte der 1930er Jahre – wird ähnlich etwa auch in Händels *Saul* reflektiert: Michal und der Hohe Priester stellen eine musikbezogene Verbindung her zwischen «peace», «hope» und «a fair harmonious world». In der Einleitung des vorliegenden Buches adressiert diesen Konnex ein den Völkerbund adressierender Leserbrief an die britische Schallplattenzeitschrift *Gramophone* aus dem Jahre 1925: Musik ist nicht national, vielmehr international, ja universal – «it should rather give feeling of fellowship and communal goodwill». Immerhin: «... sollte ... vermitteln». Im «affirmativen Grölen» (Peter Sühling, in: FAZ, 14. Mai 2020) von Beethovens *Neunter* werden die Skeptiker einer Völkerverbrüderung im Zeichen der Musik mit martialischem Geschepper und Tränenbefehl aus dem jubelnden Bund gleich wieder aussortiert. «Bösewichter haben keine Lieder» (Seume, 1804)? Nein, Musik hat die Welt in den 35'000 Jahren seit ihrer historischen Greifbarkeit wohl schöner, aber nicht besser gemacht. Umgekehrt lieferte diese Denkfigur vielmehr allerhand Vorwand, Musik als Machtmittel nutzbar zu machen. Solche Einflüsse belegt auch die hier vorliegende Studie zu Wechselwirkungen von Musik und internationalen Organisationen. Sie hinterfragt «traditionelle Vorstellungen von scheinbarer musikalischer Universalität» (S. 18) und richtet den Blick auf das Spannungsverhältnis von zunehmend globaler institutioneller Repräsentation und nationaler Selbstbehauptung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Christiane Sibille führt das facettenreiche Thema ihrer vielschichtigen Dissertation in einer Reihe systematisierter Fallstudien mit reichem Erkenntnisgewinn durch. Die Arbeit entstand zwischen Geschichte (Madeleine Herren-Oesch) und Musikwissenschaft (Dorothea Redepenning), zwischen Heidelberg und Basel, zwischen Universitäten und der Forschungsstelle Diplomatische Dokumente der Schweiz (Dodis). Nur zu bewundern ist die Quellenvielfalt, die Sibille auf konzentriertem Raum mit wechselnden Ebenen darzustellen weiss. Das Material, auf zehn eng bedruckten Seiten im Anhang gelistet, «reicht von Schallplattenkatalogen über Tagebücher, Zeitschriften und Kongressberichte bis hin zu offiziellen Sitzungsprotokollen und Beschlüssen der internationalen Kommissionen des Völkerbundes» (S. 24). Hinzu kommen mehr als zwanzig weitere Seiten Sekundärtexte, die ein ausführlicher Literaturbericht vorzüglich reflektiert aufschlüsselt (S. 27–38; womöglich just angesichts dieser eindrucksvollen Fruchtlese erscheint die von Curtius schon für die Antike aufgewiesene Exordialtopik des «ich bringe noch nie Gesagtes» einmal mehr unverzichtbar).

Wie von einer gesellschaftshistorischen Arbeit im Kielwasser der *New Musicology* zu erwarten, unterzieht sich auch diese Studie einer weitläufigen methodischen Absicherung und unternimmt, dankenswerterweise, damit verbundene begriffliche Klärungen. Im Kontext globalgeschichtlicher Forschungen etwa erscheint der Musikbezug internationaler Organisationen eingespannt zwischen die Entstehung europäischer Kunstmusik in einem abgegrenzten Kulturraum und deren globale Verbreitung einerseits sowie nationalisierende Tendenzen nicht-europäischer Musik andererseits. So vermag Musik als organisierter Klang, «bei Bedarf einen universellen Charakter von Musik» zu konstruieren und zugleich «kleinere kulturelle Einheiten» (S. 18) mit regionaler oder nationaler Identitätsetzung abzugrenzen. In diesem nicht selten kalkuliertem «Interessenskonflikt zwischen nationalen und internationalen Zielen und Umsetzungsstrategien» (S. 19) bewegen sich die von Sibille betrachteten Organisationen. Sibille fokussiert ihre Arbeit über den Kontrapost von Nationalisierung und Internationalisierung zur Beschreibung der Aktivitäten einzelner Akteure, und schärft ihn – schematisch über die changierenden Pole einer Rau-

te gefasst (Abb. S. 24) – durch Zuschreibungen von disziplinärer Standardisierung und Politisierung.

Sibilles Arbeit fokussiert ihren Blick mit dreifachem Ziel: Es geht um die Entwicklungsperspektive internationaler Organisationen, um Bedeutungszuschreibungen an Musik als nationales versus internationales Phänomen und um das konkrete Nutzbarmachen von Musik durch zivilgesellschaftliche und staatliche Akteure. Untersucht werden in den Eingangskapiteln der romantische Diskurs zum Kanon der klassischen Musik mit nationalen Prägungen («I. Musik und Nationalismus») und dessen erstaunlich weitgehende Festschreibung durch technische Innovationen als Beitrag zu einer globalen Musikzirkulation («II. New Sounds? Der Einfluss neuer Medien auf alte Kategorien»). Es schliessen sich Analysen an zu musikwissenschaftlichen («III. Die Internationale Musikgesellschaft») und volkskundlichen Organisationen im internationalen Verbund («V. Commission Internationale des Arts Populaires») sowie zu kulturpolitisch dem Völkerbund angebotenen Institutionen («IV. Musik im Völkerbund: *Commission Internationale de Coopération Intellectuelle* und *Institut International de Coopération Intellectuelle*). Das letzte Kapitel behandelt von Komponisten ausgehende internationale Zusammenschlüsse («VI. Internationale Komponistennetzwerke: *Internationale Gesellschaft für Neue Musik*, *Ständiger Rat für die internationale Zusammenarbeit der Komponisten*, *International Composer's Guild and League of Composers*). Wie sehr es Sibille gelingt, das methodische Konzept ohne Korsett durchzuhalten und zudem die beiden übergreifenden Eingangskapitel immer wieder in die Argumentation einzubinden, zeigen etwa die Darlegungen zur Internationalen Musikgesellschaft (1899–1914). Über die Ebenen der Standardisierung und Politisierung werden hier jene «Bruchstellen wissenschaftlicher Kooperation» verdeutlicht, «die zwischen nationalen und internationalen Interessen verliefen» (S. 85). Exemplarisch erhellend sind auch die Ausführungen zum *Congrès de Musique Arabe* 1932 in Kairo (S. 178 f.), der ein spezifisch arabisches Kulturbewusstsein unter dem Netz europäischer Methoden und Protagonisten (unter den Teilnehmern Paul Hindemith, Béla Bartók und Alois Hába) herzuleiten und zu verwerten suchte. Derlei Beispiele finden sich mehr mit teilweise verblüffenden Einblicken «darüber, wie Denkweisen über Musik als Machtmittel genutzt wurden» (S. 26). Über die eigentliche Darstellung auf begrenztem Raum bilden sie einen Ausgangspunkt weiterführender Fragestellungen und weitergehender Forschungen. Fabelhaft nachvollziehbar werden die Untersuchungen durch kapitelweise Zusammenfassungen, bestens erschliessbar durch eine detaillierte Gliederung und ein Personenregister.

Drei beckmesserische Randnoten: 1) Wohl besticht das Quellen- und Literaturverzeichnis durch Umfang und Sorgfalt. Dass sämtliche Lexikonartikel indes ohne Jahreszahl ihrer konkreten Abfassung (d.h. mit dem immergleichen Abrufdatum 29.2.2016) erscheinen, suggeriert die Vorstellung, dieserart Literaturgattung sei seit jeher auf ewig gültige Zeitlosigkeit abgestellt. 2) Dass man in einer kulturhistorischen Arbeit den aktuellen Modewörtern der Wissenschaftssprache nicht entgeht, versteht sich. Das Berlin-Brandenburgische Akademieprojekt *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache* (DWDS) weist etwa für das schier unumgänglich gewordene «verorten» / «Verortung» seit den 1990er-Jahren einen Steilanstieg auf, vor dem sich sämtliche Coronakurven flach ausnehmen (vom nichtssagend zentilliardenfach verschlissenen Wörtchen «spannend» gar nicht zu reden). S. 3) Jenseits aller Argumente für Open-Access-Publikationen bleibt die Frage,

warum dann die Buchvorlage wie ein PDF aus einem mittelguten Drucker wirken muss, das in Papier und Layout eigentlichen Verlagsansprüchen nicht entspricht?

Thomas Schipperges, Tübingen

Joël Jornod, *La conquête des clients. Les magasins Gonset et la Suisse occidentale (1920–1960)*, Neuchâtel: Alphil, 2019, 448 Seiten.

Die Welten des Zwischenhandels sind gross, und ebenso unergründlich. Auch oder vielleicht gerade in Zeiten von E-Commerce sind die Absatzlogistiken und Distributionskanäle äusserst verworren. Auf welchem Weg und mit welcher Hilfe das Rezensionsexemplar vom Neuenburger Verlag Editions Alphil zu mir nach Hause gelangte, kann nicht leicht rekonstruiert werden. Doch es sind nicht allein unübersichtliche Transportrouten und Lieferservices, die den Zwischenhandel und das Phänomen der Warenzirkulation zu einem vernachlässigten historischen Forschungsgegenstand machen. Vielmehr ist es das wirtschaftswissenschaftliche Konzept des Marktgleichgewichts, das die Tauschverhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage systematisch ausblendet. Auch die Geschichtswissenschaften reproduzieren mit ihren fest etablierten Erkenntnisinteressen an den industriellen Produktions- und Arbeitsweisen sowie den Praktiken und Kulturen des Konsums dieses harmonische ökonomische Bild – und verfestigen es mit Begriffen wie «Industriegesellschaft» oder «Konsumgesellschaft». So etwas wie eine Einzelhandelsgesellschaft findet hingegen kaum Beachtung. Und auch ihre Geschichte ist schlecht erforscht. Umso willkommener ist die Studie über die Ladenkette Gonset, das Joël Jornod 2017 als *Cotutelles de thèse* (Neuchâtel/Toulouse) verteidigt hat.

1870 in Yverdon vom Ehepaar Paul Henri und Louise Gonset als Kleidergeschäft gegründet, etablierte sich das Familienunternehmen zuerst vor Ort und Umgebung, in der Zwischenkriegszeit dann mit Zweigniederlassungen in vielen kleineren Ortschaften der gesamten Westschweiz (eine Ausnahme ist Genf). Nach dem frühen Tod ihres Ehemannes lag die unternehmerische Verantwortung rund zwanzig Jahre ausschliesslich bei Louise Gonset, die daneben zwei junge Kinder betreute, wovon eines früh starb. Nach einer kaufmännischen Ausbildung stiegen ihr Sohn Charles 1891 und dessen Frau ebenso ins Geschäft ein wie später deren vier Kinder.

Wie erzählt Joël Jornod die Geschichte des Detailhandelsunternehmens Gonset, das neben Kleidern auch Stoffe und Accessoires verkaufte, nach dem Motto: «Vendre un peu de tout à presque tous» (S. 353)? Die Studie ist an der Schnittstelle von Unternehmensgeschichte und Wirtschaftssoziologie angesiedelt. Sie ist also einer interdisziplinären Forschungsperspektive verpflichtet, die vor allem die Entstehung des Filialnetzes aus insgesamt 21 Boutiquen, Läden, Magazinen und einem sogenannten «petit grand magasin» (S. 308) sowie die Techniken der Kundengewinnung untersucht. Die Firmengeschichte dient Jornod dabei als Linse, durch die er allgemeine Transformationen des Zwischenhandels etappenweise als Kontextgeschichte präsentiert: angefangen mit den krisenhaften 1930er Jahren, in denen eine antisemitisch informierte Mittelstandspolitik ein bis 1945 immer wieder erneuertes Warenhausverbot durchsetzte, über die Kriegs- bis hin zu den boomenden Nachkriegsjahren, in denen die sogenannte Konsumgesellschaft in der Schweiz entstand. Die Arbeit setzt also nach dem Ersten Weltkrieg ein und endet 1960. Gerahmt wird die Untersuchung durch eine sehr umfassende, momentan vielleicht aktuellste Darstellung des Forschungsstandes zum System des Detailhandels in der Schweiz sowie zahlreiche Tabellen und Grafiken mit Unternehmensdaten von Gonset. Die Quel-